

Wie eine Journalistin im Kernkraftwerk Dorothea Kübler und Michael Hutter über die Begegnung von Experimental- ökonomie und Soziologie

25 Computerarbeitsplätze, durch Wände voneinander getrennt. Ins ökonomische Experimentallabor der Technischen Universität Berlin kommt nur, wer zum Pool der etwa 4.000 Testpersonen gehört – oder zur Zunft der VerhaltensökonomInnen. Seit drei Jahren allerdings sind hier auch SoziologInnen anzutreffen. Sie beobachten, notieren, führen Interviews mit Teilnehmern der Experimente. Die quasi anthropologische Herangehensweise gehört zum WZB-Brückenprojekt „Kulturell bedingte Framing-Effekte in der experimentellen Spieltheorie“. Gabriele Kammerer hat mit den Projektverantwortlichen über das interdisziplinäre Wagnis gesprochen: mit **Dorothea Kübler**, Leiterin der ökonomisch ausgerichteten Abteilung Verhalten auf Märkten, und **Michael Hutter**, Leiter der primär soziologisch arbeitenden Abteilung Kulturelle Quellen von Neuheit.

Ein Framing-Effekt – was ist das?

Kübler: In ökonomischen Experimenten geht es ja immer um Entscheidungen. Wir gehen davon aus, dass der Kontext, in dem Menschen vor eine Wahl gestellt werden, oder die Formulierung der Frage ihre Entscheidung beeinflusst. Dieselbe Frage kann zu einem anderen Verhalten führen – je nachdem, wie man die Geschichte drum herum erzählt. Da gibt es zum Beispiel Experimente von Amos Tversky und Daniel Kahnemann, die zeigen, dass Ärzte sich für unterschiedliche Behandlungsmethoden entscheiden, je nachdem, ob man ihnen die Überlebens- oder die Sterbehäufigkeiten der verschiedenen Behandlungsmethoden zeigt. Das ist das klassische Beispiel für Framing.

Hutter: Der Kontext bestimmt, wie ich die Situation interpretiere. Das fängt bei Experimenten schon damit an, welche Anweisungen ich als Testperson bekomme. Kontext heißt aber auch, dass jeder in einem eigenen Abteil sitzt und links und rechts von sich eine Wand hat, dann ist das ein anderer Kontext, als wenn alle rund um einen Tisch sitzen. Wir suchen nach Möglichkeiten, im Kontext, im Experiment, solche Variationen anzulegen, um zu sehen, ob sie einen Unterschied machen. Also beispielsweise, wenn jemand den Wert eines Gegenstands bestimmen soll: Hat er ihn per Los bekommen, hat er ihn erarbeitet, hat er ihn gemeinsam mit anderen erarbeitet? Das wären solche Variationen.

Soweit klingt das nicht sehr unterschiedlich. Was tragen SoziologInnen zusätzlich bei?

Kübler: Naja, die gehen uns etwas auf die Nerven. Die sagen: Aber die Leute denken doch was ganz anderes, als ihr denkt, was sie denken.

Hutter: Das ist eine gängige Figur, ja. Wir hinterfragen gerne.

Kübler: Während uns tatsächlich oft gar nicht so sehr interessiert, was die Teilnehmer an unseren Experimenten denken. Wir sind sehr theoriegeleitet: Wir haben Hypothesen über das Verhalten, die wir testen, und wenn die verworfen werden, gibt es klassische, für Ökonomen naheliegende Gründe, warum die ver-



Michael Hutter ist Direktor der Abteilung Kulturelle Quellen von Neuheit. (Foto: David Ausserhofer)

michael.hutter@wzb.eu

worfen wurden, und dann ist man schnell dabei, genau diese Gründe anzuführen. Ob es auch noch andere Gründe gibt, interessiert dann zunächst mal keinen. Unsere Experimente sind eindimensional angelegt. Wir verteilen zwar immer Fragebögen am Schluss, wo die Leute sagen können, ob sie das Experiment doof oder gut fanden und warum sie bestimmte Entscheidungen getroffen haben, aber diese Fragebögen nehmen wir selbst meist nicht so ganz ernst. Juliane Böhme, die die Sache jetzt als Soziologin begleitet, führt offene Interviews mit den Beteiligten. Und dann kommt sie und sagt: Die Leute haben was ganz anderes gedacht, als ihr jetzt interpretiert.

Hutter: Wenn wir mit den Leuten reden, dann kriegen wir Interessantes dabei raus: was sie sich bei einzelnen Schritten gedacht haben oder warum sie nach der Hälfte keine Lust mehr hatten. Wir wissen dann mehr über deren Kontextinterpretation, als sich aus dem reinen Beobachten ergeben würde. Juliane Böhme möchte im weiteren Verlauf gerne Videoaufnahmen im Labor machen, um jenseits der Sprache Verhalten beobachten zu können.

Sie rutschen auf dem Stuhl, Frau Kübler ...

Kübler: Wir gehen davon aus, dass sich Menschen anders verhalten, wenn sie das Gefühl haben, beobachtet zu werden. Die Daten können wir dann nicht verwenden.

Hutter: Die Schwierigkeit ist, dass für die ökonomische Berichterstattung die Bedingungen immer sehr klar eingehalten werden müssen, damit das Experiment nicht „verschmutzt“ wird. Oder beschädigt wird. Die können dann nur noch sozusagen eine Art Blindexperiment machen ...

Kübler: ... ein Pseudoexperiment ...

Hutter: ... ein Pseudoexperiment, mit Film, für die Soziologen halt.

Und dann zählt nur der Film und nicht das Testergebnis?

Kübler: Das sind so die Kompromisse, die wir machen, ja. Es ist schon so, dass wir Variationen ausprobieren, von denen wir wissen, dass wir als Ökonomen die nie publizieren können. Da ist dann halt klar, das brauchen wir jetzt für die Soziologen. Für die ist das wichtig. Rustamdjan Hakimov, der wissenschaftliche Mitarbeiter von unserer Seite, hat übrigens noch ein anderes Projekt, in dem auch seine Promotion angesiedelt ist. Das ist ganz gut in dem Fall, so steht und fällt seine wissenschaftliche Karriere nicht mit dem Brückenprojekt.

Es prallen also disziplinäre Kulturen aufeinander.

Hutter: Allerdings. Und genau das interessiert uns im Rahmen unseres Abteilungsprogramms. Wir wollen Kultur ja auf ganz kleine Aspekte runterbrechen, Facetten menschlichen Umgangs, die möglichst unscheinbar sind, grade noch so, dass man sie vermuten kann. Werte, Haltungen, Annahmen – was steuert wie die gesellschaftliche Interaktion?

Kübler: Das ist auch was, das wir von den Soziologen lernen. Wir Ökonomen sagen bislang: Na, wir betrachten jetzt mal Japaner versus Amerikaner und gucken, welche Unterschiede es im Verhalten gibt, und das nennen wir dann Kultur. Viel genauer wird das nicht. Die Soziologie kann differenzierter sagen, was sie mit Kultur meint, eben auch Kulturen innerhalb von Ländern.

Die Situation Experiment wird beobachtet. Nur die Testpersonen oder auch die Forscher?

Kübler: Mir scheint, dass im Lauf der Zeit diese Ebene „Was machen Ökonomen

in Experimenten“ immer wichtiger geworden ist. Ich weiß gar nicht, ob wir das von Anfang an in der Projektskizze hatten.

Hutter: Du hast es vielleicht nicht so gesehen, wir haben euch das am Anfang nicht so deutlich gesagt.

Kübler: Interessant, was ich heute alles lerne.

Hutter: Ich selbst komme ja aus der Ökonomie, und aus meiner Erfahrung in Wirtschaftsfakultäten wusste ich, was das für eine eigenständige Kultur ist, wie deutlich sie sich unterscheidet von der Art und Weise, wie Soziologen miteinander reden und was sie für wichtig halten und wie sie dann auch publizieren.

Im Bild von der Brücke: Eigentlich besuchen die Soziologen die Ökonomen auf deren Seite des Flusses, oder?

Hutter: Es ist schon so, die Feldsituation sind die Laborexperimente. Darauf haben wir uns von Anfang an geeinigt. Für uns Soziologen bietet sich die Gelegenheit, einen Einblick zu bekommen in eine besondere Situation. Dabei nehmen wir uns zurück. Wir wissen: Das Experiment muss laufen. Da können nicht Leute dazwischen rumturnen und zu reden anfangen oder sowas. Außerdem wissen wir, dass diejenigen, die das Experiment machen, oft nicht die Autoren selbst sind. Die haben ihre Anweisungen, und die müssen in einer bestimmten Weise erfüllt werden.

Diese Zusammenarbeit ist ein großes Privileg. Wir profitieren enorm von der Vertrautheit miteinander durch die Arbeit in einem Haus. Juliane Böhme hat neulich bei einer Tagung vorgetragen, was wir so machen, und eine Kollegin aus Harvard wurde ganz aufgeregt. Sie sagte: Seit Jahren versuche ich, Laborexperimente zu beforschen, und kein Ökonom lässt mich reinschauen! Die konnte es gar nicht fassen, dass Juliane da rumspazieren und mit denen reden und Vorschläge machen kann, und die antworten ernsthaft darauf. Das kennt sie von ihren Harvard-Ökonomen so nicht. Für die war das, als ob eine Journalistin in die Schaltzentrale eines Atomkraftwerks vorgedrungen wäre.

Ist das Nettigkeit, Frau Kübler, oder haben Sie ein eigenes Interesse an diesem Besuch?

Kübler: Nein, nein, das ist schon mein intellektuelles Interesse. Ob ich jemals etwas darüber schreiben kann, weiß ich nicht. Aber der Austausch geht in mein Denken über. Ich glaube, das ist für uns eine gute intellektuelle Übung, aus einer anderen Perspektive draufzugucken. Wir kriegen andere Arten von Gegenwind, als wir ihn innerhalb des Fachs bekommen.

Woher kam denn die Idee zur Zusammenarbeit? Wer hat bei wem angeklopft?

Hutter: Ich weiß gar nicht. Irgendwie ging das ziemlich rasch. Wir hatten schon länger darüber geredet, was ihr so macht, und dann war dieses Framing, diese Rahmung, ein begriffliche Verknüpfung zwischen unseren beiden Forschungsanliegen. Der Begriff Framing ist so eine Art Einfallstor für Bedeutung, Bedeutungsunterschiede. Mit Framing haben wir einen Begriff, der in der Literatur akzeptiert ist für Verhaltensökonomien, das reicht, da muss man gar nicht irgendwelche Theorien drüberstülpen.

Aber methodisch liegen Sie doch weit auseinander.

Hutter: In der Tat. Die quantitative Soziologie begegnet sich noch eher mit der Ökonomie. Aber wir arbeiten qualitativ. Wir argumentieren, dass die Phänomene, die wir anschauen, überraschend und unbekannt sind, die gibt es nicht gleich



Dorothea Kübler ist Direktorin der Abteilung Verhalten auf Märkten. Gemeinsam mit Michael Hutter leitet sie das Brückenprojekt „Kulturell bedingte Framing-Projekte in der experimentellen Spieltheorie“. (Foto: David Ausserhofer)

dorothea.kuebler@wzb.eu

300-fach. Deshalb müssen wir mit anderen Methoden rangehen, die sehr viel vorläufiger aussehen als das, was man tun kann, wenn man mit der Power von statistischen Methoden arbeitet.

Kübler: Wenn in den Interviews vielleicht zwei Testpersonen eine Bemerkung machen, dann taucht bei uns natürlich die Frage auf: Und wie repräsentativ ist das?

Echte Interdisziplinarität ist also ein mühsames Geschäft.

Hutter: Es gibt viele naive Vorstellungen davon, wie leicht das ist: Guter Wille und ein bisschen Terminologie, dann geht das schon. So ist es nicht. Es gibt gute institutionelle und inhaltliche Gründe, warum die einen so vorgehen und die anderen so. Damit muss man sich mit Ernsthaftigkeit auseinandersetzen. Interdisziplinär heißt, dass man sein Handwerkszeug beherrscht und sich dann dafür interessiert, wie es die anderen machen. Das ist anspruchsvoll, aber muss nicht entmutigend sein. Wenn man vor einer Felswand steht und feststellt, sie ist nicht 2, sondern 20 Meter hoch, dann ist das nicht traurig. Das ist imposant.